



Der Mann aus Badajoz.

Von G. Martinaz.

Es gibt Dinge, die uns wie Schatten verfolgen, Erinnerungen, die uns unaufhörlich demütigen, Verletzung, die wir jemandem angetan, und die uns selbst verwundet, daß wir davon nicht mehr genesen.

Ein junger Mann hat sich erschossen. Ich las es in der Zeitung. Ein junger Mann, der Unglück im Geschäft gehabt, und dem seine Freunde die Hilfe verweigerten. Seine Freunde? Traf sie so schwere Schuld als mich? Oder schwerere? Ich war ja nicht der Freund des Bettlers von Lisboa. Des Schattens, der hinter mir hergeht, heute noch wie ehemals.

Lange Jahre sind seitdem vergangen. Es war ein Fannertag. Die Luft roch nach Ambra, Monatsrosen und jungem Glieder, der blau und weiß aus den Gärten der Alcantara heraufschwebte. Ich saß in der Veranda eines Kaffeehauses. Die Fenster waren hochgeschlagen und die Rollvorhänge aus farbigem Rohr wie ein geblähtes Zelt nach ausgespannt. Die Sonnenwärme legte sich freundlich, doch nicht vordringlich auf Gesicht und Hände.

Ich schnitt meine Schokolade langsam und genüßlich mit dem Löffel ein, um sie zu schlürfen. Eine Schokolade, wie sie nur ein spanischer Koch richtig zu bereiten versteht. Nicht weit von meinem Platz unterhielten sich einige Herren über die zunehmende Dreistigkeit und Aufdringlichkeit der Bettler. Nicht von jenen Bettlern sprachen sie, die auf den Stufen der Kirchen hocken, die an den Straßenecken lauern, mit hilflosen Gebärden um das Mitleid und um eine Kupfermünze werben, und wenn sie die erhalten, wortreich alle Leppigkeiten irdischen und himmlischen Wohlergehens auf den Geber herabsehen, sondern von den gutgekleideten Bittstellern, den berufsmäßigen Heuchlern, den lügenhaften und nicht abzuschüttelnden Erpressern, die nach verschämter Armut aussehenden wollen, um rascher und reicher zu ernten als der Lumpenkerl auf dem sonnenglühenden Stein vor der Tür.

Ja, ich hatte wohl bemerkt, daß in diesem Dummelstreich das Klima die Lust zur Arbeit begünstigt, doch häufig eine rege Kunst in der Nutzung fremder Gutherzigkeit ausbrütete.

Von Frauen und Bettlern sprachen die Herren, und einer, der Distriktsarmenpfleger

war, wie er sagte, erzählte eine Reihe lehrreicher Beispiele aus seinem Berufsleben.

„Personen, die sich an mich herandrängen, gebe ich nichts“, bekräftigte ein anderer. „Es sind immer die Unrichtigen.“ Und wieder folgten Beispiele, die mich erstarren ließen.

„Die Wohltätigkeitsanstalten mit Regelmäßigkeit unterstützen! Ja, das ist gut. Dann kommt die Gabe in die rechten Hände. Denn Armut, die der Hilfe wert ist, gibt es so viel, daß einem die Augen übergehen.“ So ähnelnd redete der Distriktsarmenpfleger noch, als die Herren, schon abschiednehmend, aufgestanden waren und die Veranda verließen.

Ich blieb zurück und blätterte in Zeitschriften, unaufmerksam lesend. Die Zubrunt der südlichen Sonne drückte mit einemmal meine Schläfen. Der Duft aus den Gärten war mir widerlich geworden.

„Verzeihung, mein Herr, sind Sie aus Badajoz?“ Ich blickte mit unangenehmem Erschrecken auf und sah am Nebentisch einen jungen Mann, der eben erst eingetreten sein konnte. Er hatte seinen Stuhl nahe an den Ausgang geschoben. Vor seinem Platz stand kein Trinkgefäß. Er lächelte verlegen und drehte den Kopf von mir weg. Das Gesicht wandte er hinaus und startete in die Bläue des Firmaments. Seine Lippen, halb geöffnet, waren seltsam rissig und gespannt.

„Ich bin nicht aus Badajoz“, gab ich kurz zur Antwort.

Unruhig, ängstlich sah er wieder nach mir hin. „Ach, dann verzeihen Sie! Ich dachte — es war eine Ähnlichkeit. Ein Schulfahrer aus Badajoz! Ich habe ihn lange nicht gesehen und glaube jetzt, Sie wären es.“

Ich sah wieder in die Zeitung, aber ich las nicht.

„Mein Herr, würden Sie mir einen Trunk aus Ihrem Glase gestatten? Ich habe einen brennenden Durst und besitze nicht die kleinste Münze, um eine Limonade, um ein Glas Wasser zu bezahlen.“

„Ich trinke das Wasser nicht“, sagte ich, doch ohne ihn zu ermutigen, das Glas zu nehmen.

Er griff auch nicht darnach, sondern blickte angelegentlich auf den Boden. Ich sah, wie seine Zunge an den Lippen hinstrich.

Etwas trieb mich, ihm selber das Glas zu reichen. Aber der Widerwille war stärker. Ich ging an dem Fremden vorbei aus der Veranda auf die Straße. Leichter Wind, von der Flußmündung kommend, fuhr mir entgegen. Er fühlte angenehm und lud zum Spaziergang ein. Ich steuerte der Alameda von Ajuda zu.

Die weiten, mit Dickicht und Parkbäumen durchsetzten Grasflächen schimmerten im zarten Steinen des Frühlings. Auf den Reimwegen ging es lebhaft zu, aber Wagen und Fußgänger zeigten sich spärlich in dieser Stunde vor dem Einbruch des Abends.

Ich fühlte schnelle Schritte hinter mir; ich drehte mich um und erkannte den Herrn aus Badajoz. Ich beschleunigte meine Schritte, bog in einen Seitenvogel, der mich zum Ausgang führen sollte. Der Fremde folgte.

„Mein Herr, würden Sie mir mit einer kleinen Summe aushelfen? Ich habe seit Tagen nichts Ordentliches mehr gegessen. Meine Schüler sind mir untreu geworden. Ich bin ihnen zu arm. Meine Schwester schickt mir alle Monate ein wenig Geld als Zuschuß. Es ist noch nicht eingetroffen. Vielleicht hat es mein Schwager verboten. Schüler sind jetzt so schwer zu finden. Was soll ich denn jetzt tun? Haben Sie Arbeiten zu übersehen? Oder kann ich Abschriften für Sie machen? Wenn Sie mir ein kleines Darlehen gewähren wollten? Mein Name ist Carlos Pregos; bitte glauben Sie es mir! Carlos Pregos aus Badajoz.“

Ich schüttelte den Kopf. „Ich habe keine Arbeiten zu vergeben. Sie müssen sich an den Distriktsarmenpfleger wenden.“

Ich sah in sein Gesicht. Es war fahl. Die rissigen Lippen fielen auf. Ein hungriges Gesicht mit dunklen, unklaren Augen.

Ich lief noch schneller und näherte mich einem der Ausgangstore. Der Bittsteller lief hinter mir her mit heftigem Atem. Sein Haften war ungeschickt. Er stolperte und es war, als fielen er über die eigenen Füße.

Ich war sehr ärgerlich und fühlte mich aufs peinlichste belästigt. Zehn Kaffeehausgästen mochte er das Gleiche vorgejammert haben, und gerade ich sollte es sein, der darauf hereinfiel. Menschen, die uns entgegenkamen, blickten, so schien es mir, neugierig auf uns beide.

„Mein Herr, ich weiß mir keinen Rat mehr. Ich habe schon einen anderen vergeblich gebeten. Nur eine kleine Summe! Auf kurze Zeit — — mein Herr — —“

Gottlob, der Part lag hinter mir. Ich sah eine Straßenbahn halten. Schwang mich auf die Plattform und war bald weit von meinem Verfolger entfernt.

Ich wollte befreit aufatmen und spürte eine sonderbare Last auf meinen Lungen. Dunkle Augen flackerten vor mir, und eine nehmende Zunge strich über zersprungene Lippen. Warum gab ich ihm nichts? Wog die Ersparnis einer geringen Münze die qualende Unruhe auf, die mich verfolgte? Und wenn er auch ein Unwürdiger war.

Am diesem Tage schmiedete mir kein Essen mehr und in der Nacht fand ich nur kurzen, schweren Schlaf. Warum gab ich ihm nichts? Und wenn er die Wahrheit gesprochen hatte? Wenn er obdachlos war? Wenn er hungerte? Gewiß war er willig zur Arbeit. Aber was sollte er denn tun, ohne Schülkel und wenn das Geld seiner Schwester nicht eintraf! Die große Stadt ist so mitleidlos, als sie reich ist. Warum gab ich ihm nichts? Warum fuhr ich so rasch davon? Da stand er und schaute mir trostlos nach. Ich hätte herunterspringen und zurücklaufen müssen. Ich konnte ihn fragen, was er für Stunden gäbe. Vielleicht auch hätte ich jemand gewünscht, dem er empfohlen werden konnte. Ich fühlte Durst in dieser folternden Nacht. Aber ich gewann es nicht über mich, mir einen Trunk zu verschaffen. So hatte der vertrocknete Gaumen, die schleimende Zunge den Mann aus Badajoz gepeinigt. Und wußte ich nicht, schon immer, wie es tut, zu dürsten, ohne Aussicht auf trinken dürfen?

Aber er war wohl ein Betrüger wie die anderen. Als ich dies dachte, wurde mir nicht wohl. Ja, sonderbar, dies schmerzte fast noch mehr.

Ich stand zur Arbeit auf mit mattem Kopf, fuhr in mein Bureau und ertappte mich dabei, wie ich an allen Straßenecken, um die der Wagen bog, mit beinahe gierigem Blick die neu auftauchende Reihe der Fußgänger prüfte. Der Mann aus Badajoz war nicht darunter.

Auch noch am nächsten Tage schaute ich nach ihm aus. Ich war ruhiger geworden. Nachmittags lenkte ich meine Schritte nach dem Kaffeehaus über den Gärten der Alcantara. Dort sah ich lange Zeit am selben Tisch wie unlängst. Der Fremde trat nicht ein. Er wird einen gefunden haben, der ihm half. Es gibt auch gute Menschen. So dachte ich und schämte mich bis in den Grund meiner Seele.

Den dritten Tag zog es mich abermals nach der Veranda mit den gebälhten, weit vorgezogenen Rollbäntern aus farbigem Mohr. Ich genoß die Schokolade wieder mit Behagen und konnte ohne Pein das Glas mit Wasser vor mir stehen sehen. Einmal, so meinte ich, würde der Mann aus Badajoz hier oben wieder sein Glück versuchen. Ganz sicher war er ein Heuchler, ein Bettler von Beruf, der es absonderlich gut verstand, leichtgläubige Menschen zu qualendem Mitleid hinzureißen. Gleichviel! Ich würde ihm etwas geben, und die Trostlosigkeit seines Gesichtes sollte mir nicht länger nachgehen. Er war ein Expressee. Gewiß. Es gab ja deren so viele unter der lusitanaischen Sonne.

Ich blätterte in den Zeitungen und sah beim Eintritt jedes neuen Gastes mit gespannter Aufmerksamkeit auf. Dann wollte ich gehen. Der Wind vom Flusse würde jetzt die Luft in den Straßen kühlen. Ich nahm mir vor, nach den Anlagen zu wandern, und ich lächelte

über mich selbst, denn ich verhehlte mir nicht, warum es mich unter die Bäume der Tapada von Ajuda zog.

Ich schob die Gefäße von mir und legte achtsam die Zeitungen, in denen ich gelesen, übereinander. Indem ich es tat, empfand ich einen Kerger über mein Zögern, das mir unfrei und auf irgendeine Weise feige sahen. Meine Hautierung, ein abermaliges Glätten und Geraderichten der Blätter, war übersflüssig und lächerlich. Dennoch nahm ich die Hand nicht weg und konnte es nicht unterlassen, die obersten Seiten noch einmal umzuwenden. Dabei aber senkte sich sachte und unaufweisbar eine Last auf mein Gemüt, so schwer, daß sie mir den Atem zu ersticken drohte. Ich weiß noch heute wie mir ein Schmerz, ein heißes Mitleid mit mir selbst die Stirn zusammenzog. Denn ich erkannte in diesem Augenblick mit Unerbittlichkeit, daß meine Tat nie wieder von mir genommen werden könne, daß ich verwundet, unheilbar, wie ich dem Fremden weggegan hatte, daß mir ein Schatten auf den Fersen folgte, dem ich nicht zu entfliehen vermochte bis an mein Ende.

Friedhofselegie.

Von G. K. Chesterton.

Ueber die Männer, die England dienen,
Wölben der Heimat Schollen sich;
Vögelin schweifen um ihre Kreuze,
Bienen schwärmen und sonnen sich.
Doch die Männer, die kämpfend fielen,
Folgend einem sinkenden Stern,
Liegen in fremdem Grund gebettet
Und ihr Grab ist dunkel und fern.

Nur die Männer, die uns regieren,
— Schnöde, wie hier das Schicksal fargt! —
Sind leider, England, leider, o leider,
Zur Stunde noch nicht eingefargt!

Die Sage vom Herkules.

Von August Strindberg.

Herkules hatte seine sechs Wunder vollbracht und machte sich nun an das siebente, welches in der Reinigung des Angiasstalles bestand. Dies war zwar nicht die anstrengendste, dafür aber die unangenehmste Arbeit, denn in besagtem Stalle hausten seit dreißig Jahren dreitausend Ochsen, ohne daß seitdem eine reinigende Faust dazwischen gefahren wäre. Erst verjagte er es mit Schaufel und Besen, da erscholl ein Gebrüll von — denkt euch — dreitausend Ochsen: „Laß unseren Mist liegen, das ist unser Mist!“

„Das schert mich den Teufel,“ sagte Herkules und begann auszumisten. „Wir wollen unseren Mist behalten!“ brüllten die Ochsen und zeigten ihm die Hörner; doch Herkules schlug ihnen mit der Schaufel um die Ohren, so daß sie schwiegen, und arbeitete, ungeachtet des umherliegenden Schmutzes, weiter.

„Seht den Schweinepelz!“ höhnten die Ochsen. „Ihr seid Schweinepelze,“ antwortete Herkules, „denn nicht ich, sondern ihr habt die Schweineerei hier verursacht, und es ist nicht meine Schuld, daß ich beschmutzt werde, wenn ich euch anrühre.“ Die Ochsen schwiegen, nun trocken die Mistfäßer, welche in den Extremitäten hausten, hervor. „Laß unseren Mist liegen,“ brummen sie.

„Das ist nicht euer, sondern der Ochsen Mist,“ sagte Herkules.

„Ja, aber wir frieren, wenn du ihn wegnimmst.“

„Dann arbeitet und ihr werdet nicht mehr frieren.“

Und sie arbeiteten. Am Abend aber, da Herkules schlief, wälzten sie den ganzen Mist wieder

Schweiß perlte mir im Gesicht. Ich fühlte, meine Augen blickten dunkel und gehebt. Die Lippen gingen mir auf, ringend nach Luft, und ihre Haut war spröde, vor Trockenheit zum Zerreißen gespannt. Wenn ich jetzt aufstand, mußte ich in den Spiegel sehen, in dessen Nähe mein Hut hing, und dann gingen wir auseinander zu, der Fremde im Spiegelglas und ich, der ich keine Züge in mein Gesicht verschmolzen fühlte. Und niemals konnte ich dann mehr das fahlbraune, hungernde Anlich vergessen, den Jammer um Hilfe aus unsterben Augen, die lechzenden Lippen, zersprungen von ewigem Durst.

Ich sah wie gelähmt in einem spenstigen Traum, starrte vor mich nieder auf das Blatt, und nun erst las ich diese Zeilen, die ich wer weiß wie oft schon achtilos übersehen hatte, gleich anderen Bekannmachungen in einem unauffälligen Druck:

Vorgestern wurde in der Tapada Ajuda ein junger Mann erhängt aufgefunden. Papiere, die er bei sich trug, bezeichneten ihn als den Sprachlehrer Carlos Pregon, gebürtig aus Badajoz.

in den Stall zurück, den er am Tage fortgeschauert, und am Morgen sah alles aus wie zuvor.

Wie Herkules das sah, wurde er zornig: „Hier kann nichts anderes helfen, als den ganzen Stall unter Wasser setzen!“ rief er. Als die Ochsen von Wasser hörten, das sie seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen, wurden sie rasend und brüllten so laut, daß die Mistfäßer, welche sonst nur im Dunkeln herauskamen, aufstiegen und Schutz auf ihren Rücken suchten. Doch Herkules ließ sich nicht abföhren; eine Rinne zum nahen Fluß grabend, setzte er den ganzen Stall unter Wasser.

„Er ist ein Volksfeind,“ brüllten die Ochsen, „er will die Gesellschaft stürzen; er will die ganze Welt überschwemmen.“

„Das ist nicht wahr!“ antwortete Herkules, „er will nur den Schmutz fortspülen; und ein Volksfeind ist er auch nicht, aber ein Feind von Ochsen und Mistfäßern.“

Als alles rein war, legte sich Herkules nieder, um zu ruhen.

„Wie sollen wir uns rächen,“ beratschlagten die Ochsen. „Haben wir keine Waffen? Unsere Hörner fürchtet er ja nicht.“ „Wir werden ihn mit Dred bewerfen!“ riefen einige. „Dann wäscht er sich ab,“ antworteten andere. So kamen sie nach langem Hin und Her und nachdem jeder seinen mehr oder minder weisen Rat dazugegeben, zu dem betäubenden Schlusse, daß sie keine Waffen gegen Herkules hatten. Doch ein Mistfäßer, welcher die ganzen Verhandlungen mit angehört, hatte eine Idee. „Seht ihn unter Wasser, wie er es mit unserem Stalle gemacht hat.“ „Ja, das wäre schon etwas; aber woher das Wasser nehmen?“ Der Mistfäßer flüsterie einem Ochsen etwas ins Ohr, dieser wiederum sagte es seinem Nachbarn, und bald wußten alle Ochsen, woher das Wasser zu nehmen sei.

Von einer schmutzigen Flut umgeben, erwachte Herkules, doch auch leicht begrifflichen Gründen verfierte diese bald, und Herkules war wieder auf dem Trockenen. Er ging in den Stall und schwang die Keule. Doch begann er sich wieder: „Man schlägt keine Laus mit der Keule. Ihr hättet auch wohl reines Wasser nehmen können, wie ich es gegen euch gebrauchte. Aber was ist da zu machen! Ochsen bleiben allezeit Ochsen. Wenn ich euch schlage, weil ihr so lumpig euch an mir gerächt, so kommt nicht hinterher und sagt, daß ich mich wieder an euch gerächt. Ich räche mich nicht, ich züchtige.“

Damit schlug er alle Ochsen auf den Fodex, alle dreitausend. Aber die Mistfäßer ließ er unbeachtet.

In der guten Stube des Lebens.

Ein Kapitel aus der Biologie.

Tiere und Pflanzen mit ihrem Werden und Vergehen stehen unter den Gesetzen der Biologie. Auch der Mensch ist diesen Gesetzen unterworfen, und nicht nur jeder einzelne Mensch kann diesen Gesetzen nicht entrinnen, auch das ganze Menschheitsgeschick vollzieht sich unter diesen Gesetzen.

Jedem Lebewesen droht nun fortgesetzt der Tod durch widrige Umweltverhältnisse. Es hat einen fortwährenden „Kampf ums Dasein“ zu führen. Nur die Lebewesen können sich im Kampf ums Dasein durchsetzen, sich erhalten, sich fortpflanzen, die für diesen Kampf möglichst günstig ausgerüstet sind. Besitzen sie Eigenschaften, die sie für den Lebenskampf ungeeignet machen, dann werden sie ausgelöscht, dann verschwinden sie.

Es müßten also nur Lebewesen mit solchen Eigenschaften existieren, die günstig für den Kampf ums Dasein sind. Das ist aber nicht der Fall, denn es gibt sicher Eigenschaften und Fähigkeiten, die für den Kampf ums Dasein keine Rolle spielen, die also gleichgültig sind. Das soll natürlich nicht heißen, daß diese Eigenschaften nicht einmal wichtig gewesen sind oder wieder einmal wichtig werden können, nämlich dann, wenn sich die Umweltbedingungen ändern. Daß solche Veränderungen auf der Erde im Laufe ihrer Geschichte sich abgepielt haben, ist bekannt. Es sei nur daran erinnert, daß unser Erdteil einmal wärmeres, aber auch einmal kälteres Klima gehabt hat. Treten aber solche Veränderungen ein, so ändern sich die chemisch-physikalischen Bedingungen für die Lebewesen, und drei Möglichkeiten stehen ihnen offen, sich auf die Veränderungen einzustellen. Entweder sie ändern ihre Eigenschaften und Fähigkeiten, d. h. sie passen sich dem Neuen an, oder sie wandern aus und suchen Gegenden auf, die die gewohnten Bedingungen aufweisen, oder, wenn sie beides nicht können, gehen sie zugrunde und verschwinden von der Erde. Alle drei Möglichkeiten sind im Laufe der Erdgeschichte verwirklicht worden.

Daß zu diesen Beziehungen der Organismen zur chemisch-physikalischen Umwelt auch noch die Beziehungen der Organismen zueinander treten und im Kampfe ums Dasein eine Rolle spielen, ist wohl ohne weiteres klar. Alle diese Umweltbedingungen stellen eben das dar, was wir den Kampf ums Dasein nennen.

Wie schon gesagt, spielen nicht alle Eigenschaften und Fähigkeiten jederzeit eine Rolle in diesem Daseinskampf. Es gibt Eigenschaften, die augenblicklich wesentlich sind, und solche, die unwesentlich sind. Ihr Wert kann sich ändern mit den Lebensumständen. Eine wesentliche Eigenschaft kann unter Umständen bei den verschiedensten Tieren, die aber unter gleichen Umweltbedingungen leben, gleich sein. Erinnert sei an die Spindelform aller im freien Wasser sich bewegenden Tiere: Fische, Kloben, Wale usw., oder an die Farbe der Wälsentiere, die alle ein sandfarbenes Kleid tragen. Die Fülle der Beispiele ist unendlich groß.

Es ist aber sehr interessant, auch einmal nach Eigenschaften in der Welt der Organismen sich umzusehen, die gleichgültig sind im Kampfe ums Dasein. Das können solche sein, die andersorts lebenswichtig sind.

Eine Vertikalität und Gelegenheit, wo sich solche gleichgültige Eigenschaften zeigen und erhalten können, nennt Rich. Goldschmidt in seinem Buche „Möcaris“ einmal eine „gute Stube des Lebens“. Ein Schrank, so meint er, der etwa in einer Schulstube stehen soll, muß

für den Kampf ums Dasein gebaut sein. Er muß fest sein, ohne Verzierungen, mit kräftigen Beinen, ohne Zutaten, die ihm doch nur von einer mutwilligen Jugend zerstört würden. In der guten Stube aber, in die das ganze Jahr niemand hineinkommt, da kann ein Schrank die tollsten Schnörkel besitzen, kann dünne Beine haben und überhaupt so unzugänglich wie möglich sein, denn hier in der guten Stube hat er eben keinen Kampf ums Dasein zu bestehen, da wird er trotz seiner Unzugänglichkeit bestehen können. Nun gibt es auch für die Lebewesen solche „gute Stuben des Lebens“, wo sich allerlei Eigenschaften bilden und erhalten konnten, die an anderen Orten unzugänglich sind und dort nicht auftreten. Sehen wir uns einmal nach solchen „guten Stuben des Lebens“ um.

Nehmen wir zunächst einige Beispiele aus der Pflanzenwelt. Unendlich vielgestaltig sind die Blätter unserer Bäume: Linde, Pappel, Eiche, Esche, Buche. Jeder dieser Bäume zeigt eine andre Blattform. Diese Vielgestaltigkeit findet keine Erklärung durch den Kampf ums Dasein. Die verschiedensten Bäume können nebeneinander stehen, also die gleichen äußeren Bedingungen haben. Soll da das Herzblatt der Linde anders (besser oder schlechter) arbeiten als das elliptische Blatt der Buche? Nein. Blätter sind Organe, deren Aufgabe die Assimilation ist, die Verarbeitung der Rohstoffe zu Pflanzenstoffen. Sie vollzieht sich unter der Einwirkung des Lichtes. Ein Organ aber, das, um arbeiten zu können, dem Lichte ausgesetzt sein muß, wird dann am besten arbeiten, wenn es flächenhaft entwickelt ist. Die Umrisse dieser Fläche spielen dabei kaum eine Rolle. Die Blattform steht also in der Hauptsache außerhalb des Kampfes ums Dasein, in „einer guten Stube des Lebens“.

Auch die unendliche Fülle der Blütenformen findet nicht reslos eine Erklärung in den Beziehungen der Blüten zu ihren Bestäubern, auch hier muß es eine gute Stube des Lebens geben.

Aus dem Tierreich seien einige besonders schöne Beispiele gewählt. Die „Blumengärten des Meeres“, die Korallenstöcke, stellen für viele Tiere einen Zufluchtsort dar, der eine wahre „gute Stube des Lebens“ ist. Zwischen die Spizen und Stacheln, die von einem solchen Stöck nach allen Seiten starren, können größere Räuber nicht hineingelangen. So leben zwischen den Korallenbänken kleine Fische von der unwahrscheinlichsten Farbenpracht und Buntheit der Zeichnung, die an andern Orten in dieser Mannigfaltigkeit unmöglich wäre. Die Tierchen können ja ruhig auffallen, denn nähert sich ein Feind, so schlüpfen sie ins Gewirr der Korallenäste und sind nun in Sicherheit.

Die Schmetterlinge geben ein weiteres Beispiel. Bei den Falkern ist die Unterseite meist schlicht, unauffällig gefärbt, der Umgebung angepaßt, in der der Schmetterling ruht. Der Falter kehrt nämlich dabei die Unterseite der Flügel nach außen. Die Oberseite dagegen zeigt eine auffällige Buntheit. Sie ist aber nur beim fliegenden Schmetterling sichtbar, und dabei ist es ganz unwesentlich, ob die Zeichnung diese oder jene Form anweist. Im Fluge würde nur ein durchsichtiger Körper einigermaßen unsichtbar sein. Bei den Schmetterlingen, die beim Sitzen die Vorderflügel über die Hinterflügel legen, ist die Oberseite der Vorderflügel sichtbar, und diese Seite ist unauffällig gefärbt, während die Oberseite der Hinterflügel bunte Farben und Zeichnungen aufweist.

Solche „gute Stube des Lebens“ schafft auch der Mensch für Tiere und Pflanzen. Nimmt er sie in seinen Schutz, so können sich die absonder-

lichsten Formen erhalten. Der Schleierschwanz, diese häßliche Abart des Goldfisches mit dem unförmig dicken Leib, den Slogaugen und den riesig vergrößerten Schwanzflossen, ist so unbeholfen, daß er draußen im Teiche sehr bald verschwinden würde. Nur im Aquarium, wo alle feindlichen Einflüsse sorgfältig ferngehalten werden, ist er lebensfähig. Alle die absonderlichsten Formen von Tieren, die der Mensch gezüchtet hat und als Liebhaberei und Spielerei hält, gehören hierher.

Auch der Mensch selbst liefert Belege für die besprochenen Probleme. Die Haarfarbe spielt für den Kulturmenschen sicher keine Rolle mehr. Nur so ist die Mannigfaltigkeit der Abstammungen zu erklären, die wir sehen. Auch die Nasenform kann keine Rolle mehr spielen, denn sonst gäbe es nicht das zierliche Stumpfnäschen neben dem gewaltigen „Rieser“ bei unsern Mitmenschen.

Der Kultur Mensch hat keine Vormachtstellung unter den Lebewesen dadurch erreicht, daß er es verstanden hat, sich in weitem Maße unabhängig zu machen von den chemisch-physikalischen Bedingungen der Umwelt. Kultur bedeutet doch in erster Linie Naturbeherrschung. Sie schafft dann Bedingungen, „gute Stuben des Lebens“, in denen Dinge gedeihen konnten, die für das rein biologische Geschehen unwesentlich sind. Daß Kunst und Philosophie und Religion einen biologischen Wert nicht besitzen, das geht eben schon daraus hervor, daß sie die mannigfaltigsten und sonderbarsten Entwicklungen genommen haben. In der guten Stube des Lebens kann die Kunst mit all ihren „Ismen“ sich entfalten. Für unser Dasein ist es ganz unwesentlich, ob wir auf Expressionismus schwören oder auf Impressionismus. Hier in der guten Stube des Lebens kann sich die Philosophie mit all ihrer Denkartbauart entwickeln. Es spielt gar keine Rolle für unsre Lebensabläufe, ob wir uns für Kant oder für Schopenhauer entscheiden. Hier konnten die Religionen ihre sonderbarsten Blüten treiben. Buddhist und Mohammedaner können dicht nebeneinander wohnen, und beide werden in gleicher Weise vom Pestbazillus befallen und vernichtet. Ist's nicht ein merkwürdiges Ding um die „Gute Stube des Lebens“?

Dr. Friedrich A. B a h l e r.

Fabeln.

Von Emil Felden.

Die Made im Sped.

„Was ist das für ein ständiges, törichtes Gerede von einem Kampfe ums Dasein!“, sagte eine feiste Made im Sped voller Enttäuschung zu ihrer Kollegin, die ebenso feist war wie sie. „Welche Verhezung argloser Gemüter! Unsere Obrigkeit dürfte sowas nicht dulden. Oder hast du jemals etwas von einem solchen Kampfe gemerkt?“ — „Ich?“ entgegnete die andere. „Niemals. Es sind die Pessimisten, die so reden, die ewig Unzufriedenen. Ihnen ist nicht zu helfen. Wie schön wäre es auf der Welt, wenn alle Wesen so zufrieden wären wie wir zwei. Leider, leider ist es anders, ja, ja.“ Sie schüttelten beide gramvoll die Köpfe, fraßen sich die und bohrten sich noch tiefer in den Sped hinein.

Der Kampf gegen die rote Farbe.

In einer Tierversammlung hielt ein alter Ochse eine dröhnende Rede gegen die rote Farbe. Er könne sie nicht leiden, sagte er, gar nicht; sie müsse unbedingt abgeschafft werden. — Ein Truthahn, der geschwollen im ersten Parfett gejeffen hatte, kam ihm zu Hilfe: Rot sei die Farbe, die alle Vornehmen erregte, sagte er, darum müsse des Ochsen Antrag angenommen werden. „Bravo, bravo!“ rief der Esel und trampelte mit allen vier Füßen Beifall. „War-

um klatscht du nicht auch?" fragte er den Fuchs, der schweigend neben ihm stand. — „Ja", sagte dieser, „wenn ich ein Esel wäre und grau dazu — dann würde ich es bestimmt tun."

Was mancher nicht weiß.

Der Große Garten in Dresden hat ein Alter von 250 Jahren. Im Jahre 1676 wurde er vor den Toren der Stadt Dresden angelegt.

Von allen Creaturen hat der Mensch den tiefsten und festesten Schlaf. Er ist am schwersten zu wecken.

Die höchstengelegenen Städte sind: Madrid mit 650, Bern mit 546, München mit 519 Metern über dem Meerespiegel. Berlin liegt nur 35 bis 49 Meter darüber.

Das Reich der Milie, China, mit seinen nahezu 400 Millionen Bewohnern, kennt nur etwa 530 verschiedene Nannamen, so daß auf jeden dieser Nannamen dreiviertel Millionen Menschen hört.

Die Bevölkerungsdichtigkeit in Deutschland beträgt 132 Menschen auf den Quadratkilometer. Der Freistaat Sachsen ist der dichtbewohnte Teil mit 311, Rheinland, Westfalen folgt mit 259 Menschen auf den Quadratkilometer.

In Frankreich erreichten von 1000 Menschen 125 das 60. Lebensjahr. Kein Land der Erde kommt Frankreich in diesem Punkte gleich.

Nordamerika besitzt mit 612 Millionen Hektar die größte Waldfläche. Ihm folgte Europa mit 300, Asien mit 247, Südamerika mit 208, Afrika mit 104, Australien mit 54 Millionen Hektar.

Allerlei.

Reklame auf Grabsteinen. In Amerika heiligt, wenn es um Reklame geht, der Zweck alle Mittel und man schreckt selbst nicht davor zurück, die Grabdenkmäler der Geschäftspropaganda dienlich zu machen. So liegt man beispielsweise auf dem Kirchhof von Long Island auf einem Leichenstein die Inschrift: „Unter diesem Stein schläft Annie Haylins den ewigen Schlaf. Sie starb elend, nachdem sie ihre Schönheit verloren hatte. Sie würde sie aber sicher heute noch besitzen, wenn sie jeden Abend die Seifencreme von Carton & Sons benützt hätte." Eine andere Inschrift lautet: „Unter diesem Stein wird eines Tages John Bernestan von der Firma Bernestan & Chapla ruhen, der bekannten Drogenhandlung, die er heute noch in voller Lebenskraft leitet." Und auf den Mauern des Krematoriums liest man die Ankündigung: „Wenn Ihr noch lange Zeit diesem Ort fern bleiben wollt, so müßt Ihr täglich Euren Salat mit dem Essig „Red Pill" anrichten."

Der älteste Füllfederhalter wurde im Jahre 1806 in Wien hergestellt. Er diente dem Zweck, den Blinden das Schreiben mit der Hand, ohne die Notwendigkeit des Eintauchens der Feder, zu ermöglichen. In ihm wurde eine dickflüssige Tinte verwendet, die kurz nach dem Schreiben erstarrte und das Fühlen der Schrift ermöglichte. Dieser erste Vorgänger des modernen Füllfederhalters befindet sich in dem Museum der staatlichen Blindenanstalt in Berlin-Steglitz, Rothenburgstr. 14, das viele andere, für jedermann interessante Merkwürdigkeiten enthält.

Eine Sammlung von 800.000 Schmetterlingsarten für London. Die zweitgrößte Schmetterlingsammlung der Welt nach der von Rothschilds, die 800.000 Exemplare umfassende Kollektion des französischen Millionärs Charles Oberthür, ist für das Londoner Naturwissenschaftliche Museum erworben und jetzt mit vielen Mühen und großer Sorgfalt dahin gebracht

worden. Oberthür, der 1921 im Alter von 75 Jahren starb, hat seit seiner Jugend jeztene Schmetterlinge in der ganzen Welt gesammelt.

Allerlei Hausrezepte

Kaffeeflecke auf zarten Geweben sind zu entfernen, indem man die Flecke mit Glycerin leicht bürstet; dann in lauwarmem Wasser spült und sie linksseitig bügelt.

Wirdgewordenes Silber lege man in Kartoffelwasser, worauf es wieder wie neu wird.

Weißer Seidenstrümpfe, auch imitierte, werden am besten nachts getrocknet, da die Sonne oder grelles Licht sie gelb macht.

Fugen der Fenster erleichtert lauwarmes Wasser mit einem Schlag Salmiageist.

Haarbürsten, durch häufiges Waschen weich geworden, härtet man wieder durch Eintauchen in eine starke Alaunlösung und roches Abtrocknen.

Frühgelegte Eier halten sich längere Zeit frisch, wenn man sie eine halbe Minute lang in kochendes Wasser legt.

Zu stark gebläute Wäsche flücht man einen Augenblick in Essigwasser.

Auslaufen der Tuschbeim Wäschezeichnen wird vermieden, wenn man den Kamenszug erst mit einem ziemlich stumpfen Bleistift vorzieht.

Stärkeflecken entfernt man mit warmem Seifenwasser, dem man etwas Paraffin beifügt.

Starkes Haar fettig, so fügt man dem warmen Seifenwasser einen Teelöffel Borax bei.

Farbige Kleider sollten nie eingeweicht werden, auch muß zum Waschen solcher empfindlichen Stoffe stets eine milde Seife verwendet werden.

hartgewordene Schuhwische feuchte man mit einigen Tropfen Essig an.

Seide hält länger, wenn man beim Waschen den Stoff nicht einseift, sondern nur in Seifenwasser den Schmutz durch Ausdrücken des Stoffes beseitigt. In lauwarmem Wasser spült man mehrmals gut aus.

Fruchtflecke aus Stoffen wäscht man, solange sie frisch sind, mit kaltem Wasser aus. Sind sie bereits getrocknet, so verwendet man heißes Wasser, bei weichen Stoffen Zitronensaft, benutzt aber keine Seife, da das Alkali in der Seife das Auswaschen der Fruchtflecke nur erschwert.

Frühgelegte Stärke deckt man mit einem Tuch zu; dadurch wird vermieden, daß die Stärke eine Haut zieht, die dann im Wasser Klumpen bildet.

Weiteres.

Abgeholfen. Als der Boyer nach Hause kam, empfing ihn sein junges Weibchen freudestrahlend. „Denke dir, der junge Pianist von nebenbei war eben hier und hat einen Antrittsbesuch gemacht. Eine Stunde war er da. Oh, was hat er für herrliche schwarze Augen und was für ein schönes Profil. Du müßt ihn kennen lernen." „Das will ich," sagte der Boyer. Nach zehn Minuten war er wieder da. „Nun fragst das Unschuldselam, wie gefällt er dir? Schöne Augen, nicht? Und ein schönes Profil?" „Er hat sich etwas verändert," sagte der Boyer. „Seine Augen sind jetzt blau, und ein Profil hat er überhaupt nicht mehr."

Ältlicher Zweifel. Herr L., der das Sprichwort „Wie der Mensch ist, so ist er," kennt, hatte seine Braut dabei ertappt, wie sie einen Teller abledete. „Sm," dachte er, „was soll ich nun von ihr denken? Ist sie spatzant, reinlich oder gefräßig?"

Hochzeitsreise. „Schah, ich schäme mich so. Wenn wir jetzt ins Hotel kommen, dann schließe ich die Augen, damit ich niemand sehe." — „Du brauchst nur den Koffer zu tragen. Dann machen wir den Eindruck eines ganz alten Ehepaares."

Kinderpiel. Im Vorgarten eines Hauses in Friedenau spielen kleine Mädchen mit ihren Puppenwagen. Ein Junge tritt feierlich zu der erwartungsvollen Versammlung, beide Arme voll Puppen. Eine Dame fragt zärtlich: „Na, Frischchen, spielst du auch mit kleinen Mädchen und Puppen?" — „Aee," sagt Frischchen ablehnend — „ich bin bloß der Klapperstorch!"

„Warum brüllte Ihre Kuh diesen Morgen so anhaltend?" — „Es ist vergessen worden, sie zu melken!" — „Ist die so ordnungsliebend?"

Ein Vorteil. „Um Gotteswillen, ich habe meinen Kragnenkopf verichludt!" ruft er entsetzt. — „Na, dann weißt du doch wenigstens, wo er ist," erwiderte sie beruhigend.

Keine Gefahr. Mabel: „Dein Vater ist krank? Ich hoffe, es ist nicht ansteckend." „O nein, der Arzt sagte, es käme von Ueberarbeitung."

Biblische Geschichte. Durch starke Regengüsse war der Eisenbahndamm unterspült. Die Reisenden waren deshalb genötigt, ihre Reise in einem kleinen Städtchen zu unterbrechen. Im strömenden Regen begab sich ein Fahrgast ins Bahnhofshotel und bemerkte beim Eintreten zum Kellner: „Das ist ja wie bei der Sintflut!" — „Wie, mein Herr?" — „Die Sintflut. Haben Sie denn noch nichts von Noah, der Arche und dem Berg Ararat gelesen?" — „Nein, Sir," erwiderte der Kellner höflich, „seit drei Tagen sind hier die Zeitungen ausgeblieben."

Rätsel-Gae.

Silbenträsel.

Aus den Silben: bet che da di do don e e e e e ed ex fan fen flo ge ha i in low la law ley li mi ni ner nis o on pi po rajch rest ret rett reit rie sat je se for te tel ti ti tich u va ve za zil sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch aus Schillers Glocke ergibt. h = ein Buchstabe. Die Wörter bedeuten 1. Insel in Westindien, 2. Ehrenbezeugung, 3. Krankenhaus, 4. Naturerscheinung, 5. Nordische Dichtung, 6. Knollengewächs, 7. Stoßwaffe, 8. Stadt in Polen, 9. Soldatische Formation, 10. Türkischer Titel, 11. Wohnort, 12. Fallsucht, 13. Getränk, 14. Stadt im ehemaligen Westpreußen, 15. Zeitabschnitt, 16. Falscher Edelstein, 17. Reitgerät, 18. Bibelerklärung, 19. Berg im Himalaja.

Sprichworträsel.

Metall, Beratung, Einfalt, Baugigkeit, Kunstseide, Schwarzwurzel, Schwerpunkt. Obigen sieben Wörtern sind je drei, dem letzten Wort zwei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht ein Sprichwort nennen.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silbenträsel: 1. Linnibus, 2. Kleie, 3. Dornel, 4. Kinax, 5. Universität, 6. Rewa, 7. Grog, 8. Liguster, 9. Entin, 10. Feingehäuschen, 11. Rheinmalbauus, 12. Wism. — „Übung lehrt Zeit gewinnen."

Die fehlende erste Silbe: „Na". Kobale, Robine, Kafao, Kamerad, Kasasu, Kanada, Kaurischen, Kawaue, Kowar, Katsfalt, Katalog, Katholik.